

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 79 (1999)
Heft: 2

Artikel: Der Markt ist kein Nihilist : verbindliche Werte, die eine Marktwirtschaft voraussetzt
Autor: Habermann, Gerd
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-166074>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DER MARKT IST KEIN NIHILIST

Gerd Habermann,

geboren 1945, studierte Sozialwissenschaften und Philosophie an den Universitäten Frankfurt am Main, Wien, Tübingen und Konstanz. Leiter des Unternehmerinstituts in Bonn und Dozent an der dortigen Universität. Autor von: *Der Wohlfahrtsstaat, Geschichte eines Irrwegs*, Ullstein Verlag, Frankfurt am Main, 1997.

Verbindliche Werte, die eine Marktwirtschaft voraussetzt

Es gibt in der intellektuellen Welt die ziemlich verbreitete Ansicht, liberale Anhänger der Marktwirtschaft seien reine Wertsubjektivisten. Der Markt fordere keine verbindlichen Wertvorstellungen, sondern ermuntere Handeln nach persönlichem Belieben. Manche unterstellen ihm geradezu Wertnihilismus: Sie erstrecken den Bereich des Pluralismus in einer freien Gesellschaft auch auf moralische Regeln¹. Ferner gibt es auch die seltsame Auffassung, der liberale Marktwirtschaftler kenne nur Rechte, keine Pflichten. Ferner soll der Markt gemeinschafts- und traditionsfeindlich sein, den «Egoismus» und die soziale Desintegration («Atomismus») fördern. Was ist gegen diese Ansichten einzuwenden?

¹ Vgl. zu den Vorurteilen gegen den Liberalismus besonders Stephen Holmes, *Die Anatomie des Antiliberalismus*, Hamburg 1995. Wenn in diesem Aufsatz vom Markt oft personalisierend gesprochen wird, so nur im bildlichen Sinn. Es ist dem Verfasser klar, dass Begriffe dieser Art nicht handeln können und der Markt so auch, streng genommen, kein «Nihilist» sein kann. Handeln können nur Individuen (s.u.). Was der Aufsatz von Hayeks Evolutionismus verdankt, wird jedem Kenner klar werden.

² Vgl. Max Webers Bemerkungen über den Jainismus, *Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie*, Bd. 2, 4. Aufl., Tübingen 1966, S. 203 ff.; «die höchste Heiligkeit erlangt, wer sich zu Tode hungert». (S. 206).

³ Vgl. Friedrich August von Hayek, *Recht, Gesetzgebung und Freiheit*, Bd. II, Landsberg am Lech 1981, S. 181 ff.; Karl Popper, *Die offene Gesellschaft und ihre Feinde*, Bd. 2, 3. Aufl., Bern 1973.

Zunächst: Der Markt beruht auf allgemein geteilten, elementaren Wertvorstellungen, ohne welche er nicht zustande käme. So wird es für sinnvoll gehalten, Leiden durch wirtschaftliches Handeln zu vermindern und Freuden zu vermehren. Es wird von den Teilnehmern des Marktes als Wert angesehen, dass Menschen sich ihre Wünsche zu erfüllen und so ihre Lebensumstände zu verbessern suchen. Das ist nichts «Selbstverständliches»! Asketische Religionen halten dieses Ziel für sinnlos und verklären die Armut und Bedürfnislosigkeit bis hin zum langsamen Selbstmord². Eine weitere Basisannahme: es ist von Wert, dass das Individuum seine Ziele frei wählen und sein Wissen zur Optimierung seiner Existenz nutzen darf. Die Kollektivisten (Sozialisten / «Solidaristen») leugnen dies: Es soll nur *gemeinsame* Ziele geben. Von Hayek oder Popper sprechen deswegen mit Recht von sozialistischen «Hordenethikern»³.

Dies sind elementare, meist nicht explizit formulierte Werturteile, die man hedonistisch-utilitaristisch (z.B. Ludwig von Mises) oder naturrechtlich (z.B. John Locke oder Murray N. Rothbard) begründen kann. Hieraus abgeleitete Werte kommen hinzu. So setzt Marktwirtschaft einen Glauben an allgemeinverbindliche moralische Regeln des Handelns voraus. So die Annahme von Regeln gerechten Verhaltens, welche Gewaltanwendung, Diebstahl, Betrug usw. bei der Durchsetzung persönlicher Interessen ausschliesst. Die Libertären sprechen in dem Zusammen-

hang vom «Non-Aggressionsprinzip». Ferner die Überzeugung, dass das Eigentum (ausgehend von der *self-ownership*: dem Eigentum am eigenen Körper) ein zentraler Wert ist. Ohne dieses Eigentum gibt es weder Marktwirtschaft noch Freiheit. Ein Glaube an den Wert des Vertragsprinzips und eine positive Bewertung des Wettbewerbs sind weitere Ableitungen aus den Basisnormen.

Pflicht zur Selbsterhaltung

So müssen sich persönliche Wünsche moralischen Geboten (den Regeln der «Gerechtigkeit») unterordnen – und dies unterschiedslos für jedermann. Dies ist der Egalitarismus liberaler Marktwirtschaft. Darum brandmarkt ein Superindividualist wie Friedrich Nietzsche den Liberalismus als Variante der «Herdenethik». In der Marktgesellschaft wird man eben nur gross durch Dienst an anderen: der «Herde» der Konsumenten eben, in deren Händen jeder Franken die gleiche Kaufkraft besitzt. In dieser Hinsicht gibt es in der sozialen Praxis der Marktgesellschaft keinen Pluralismus und keine Kompromisse. Es steht niemandem frei, Interessen zu verfolgen, welche die gleichen Rechte des Nächsten verletzen, also nach der Maxime zu verfahren, «ich tue, was mir Spass macht». So kennt das liberale Prinzip, das der Marktwirtschaft zugrunde liegt, nicht nur Rechte, sondern ebenso Pflichten in der Achtung der Rechte anderer. Es gibt ein Primat moralischer Normen über subjek-

tive Neigungen. Die klassischen Liberalen vertreten keinen zügellosen Selbstgenuss, sondern haben immer Freiheit von Zügellosigkeit unterschieden. Die Herrschaft des Gesetzes muss zur Not auch mit Gewalt durchgesetzt werden – vom Staat oder vorstaatlichen politischen Äquivalenten. Gewisse unmoralische Handlungen, welche die freie Zusammenarbeit und soziale Harmonie stören, sind grundsätzlich verboten. Diese moralischen Regeln beruhen nicht auf Willkür, sondern sind das Ergebnis erfolgreicher Selektion, also von Tradition. Es haben nur Gruppen überleben und wachsen können, die nach diesen Regeln gelebt haben.

Das Vertrauen auf gemeinsame Basiswerte erst stiftet das soziale Band: Die Achtung und Anerkennung der Gesetze, das Ernstnehmen von Verträgen und Verabredungen, die freie Bindung an Regeln des geschäftlichen Verkehrs, an Treu und Glauben. Nur unter der Voraussetzung der Bindung an Gesetz und Moral – und der Bindung des Gesetzes an moralische Grundsätze – können wesentliche Institutionen des Marktes wie Eigeninteresse, Privateigentum, Wettbewerb, wirtschaftliches Prinzip, sich zum besten des Ganzen auswirken. Die Voraussetzung der Freiheit ist eben eine Einschränkung der Freiheit (*von Hayek*). Aus dieser Einschränkung wächst Vertrauen als entscheidendes soziales Grundkapital einer arbeitsteiligen Gesellschaft.

Die moralische Pflicht zur Selbsterhaltung ist kein Egoismus. Sie besagt, dass jeder zunächst für sich die Verantwortung trägt. Er hat die Pflicht, sich und seine Familie zu versorgen. Er darf diese Selbstvorsorge nicht auf seine Mitmenschen abwälzen, d.h. (ohne Not) auf Kosten anderer leben. Die Staatshilfe in persönlichen Angelegenheiten ist darum etwas, das möglichst zu vermeiden ist, wenn die Freiheit aller erhalten bleiben soll. Denn ein persönlicher Hilfsanspruch auf Staatsleistungen wird zu einem Zwang gegen andere, die Entsprechendes leisten müssen (sei dies auch über den Steuerzwang verschleiert). Diesen Standpunkt brandmarkt die solidarische Hordenethik als Egoismus. Aber der Gegensatz zur Selbsterhaltung, zum Eigeninteresse, ist nicht Hingabe an die Gemeinschaft und «Altruismus», sondern Selbsthass, Selbst-

4 Siehe Holmes, *Anti-liberalismus*, a.a.O., S. 443 ff.: «Die Entstellung der Begrifflichkeit».

5 Vgl. Gerd Habermann, *Der Wohlfahrtsstaat. Die Geschichte eines Irrwegs*, Ullstein Taschenbuch, Berlin 1997 (die Abschnitte über Goethe, Schiller und Wilhelm von Humboldt, S. 47 ff.).

kasteiung und parasitäre Ausnutzung der Gemeinschaft⁴. So wie auch der Gegensatz von Wettbewerb das Monopol und nicht, wie einige Begriffsverdreher meinen, Liebe; der Gegensatz von Eigentum die Eigentumskonfiskation durch willkürliche Herrscher, nicht die Barmherzigkeit ist; ebenso ist der Gegensatz zu Recht nicht die Pflicht, sondern Tyrannei, Sklaverei und Grausamkeit; der Gegensatz von Tausch nicht Solidarität, sondern Ausgeliefertsein und der Gegensatz von liberaler Freiheit nicht Herrschaft, sondern willkürliche Herrschaft, von Individualismus nicht Gemeinschaft, sondern nur eine erdrückende Form von Gemeinschaft, z.B. in Kasten oder Sekten ist.

Aus der Pflicht zur Selbsterhaltung lässt sich eine Tugendlehre und sogar eine Persönlichkeitstheorie ableiten. Die Ausgangsfrage ist hier: Welchen Persönlichkeitstyp setzt die freie Marktgesellschaft voraus?⁵ Niemand kann dieser Pflicht ohne Disziplin, zivile Tapferkeit, Fleiss, Ord-



«Oeconomia». Eine Allegorie der Wirtschaft: Baugewerbe, Textilindustrie, Handel, Verkehr, Land-, Forst- und Alpwirtschaft, Weinbau, Fischerei, Jagd, Bienenzucht u.a. Im Vordergrund ein Handwerker, ein Kaufmann und ein Bauer. Der Stich von 1703 wird dem Zürcher Künstler Johannes Meyer (1655–1712) zugeschrieben. (Schweiz. Landesbibliothek, Bern)

Die Moral
fordert nicht
die Preisgabe von
Eigeninteressen:
der Vorteil von
Vertrauen und
Zusammenarbeit
in einer
arbeitsteiligen
Gesellschaft
ist gegenseitig.

nung, Entschlossenheit, Mässigung, Ausdauer, Zuverlässigkeit, Verantwortungsgefühl und Wahrhaftigkeit genügen, also ohne jene Qualitäten, die wirtschaftsfremde Romantiker gern als «bürgerliche Tugenden» ironisieren. Eine schöne Formulierung des Ideals bürgerlicher Tüchtigkeit findet sich z. B. bei dem Amerikaner *Benjamin Franklin*. Die liberale Fundierung der Marktwirtschaft hat also durchaus Platz für eine Tugendlehre, ja sie fordert sie, ohne deswegen einen *selbstlosen* Menschen konzipieren zu müssen. Die Moral fordert nicht die Preisgabe von Eigeninteressen. Vielmehr formuliert sie nur die mittelfristigen (recht verstandenen) Interessen des einzelnen: Der Vorteil von Vertrauen und Zusammenarbeit in einer arbeitsteiligen Gesellschaft ist gegenseitig. Soziobiologen⁶ sprechen von «*reziprokem Altruismus*» als ethischer Erfolgsregel: «*Der wahre Egoist kooperiert*».⁷ Der Gegensatz zwischen Individuum und Gemeinschaft / Gruppe fällt so in sich zusammen. Dieser «*reziproke Altruismus*» der Soziobiologen ist nichts als die in zahlreichen Kulturkreisen bekannte Goldene Regel der Gegenseitigkeit, die sich schon bei *Konfuzius* und im Alten Testament findet.

Mikrogruppen und erweiterte Ordnung

Die moralischen Regeln gelten als allgemeine Vorschriften des Verhaltens grundsätzlich für alle Mitglieder einer Gesellschaft: Ihnen unterliegen die Unternehmer genauso wie die Arbeitnehmer. Daneben haben beide Gruppen ihre besondere Berufs- und Geschäftsethik. Auch Verstösse gegen moralische Regeln kommen in allen Schichten und Berufsgruppen vor: Der Unternehmer verstösst nicht weniger häufig gegen Gesetz und moralische Vorschrift als seine Beschäftigten. Er ist nicht das amoralische Monstrum, das sozialistische Autoren aus ihm gemacht haben, während sie gleichzeitig die abhängig Beschäftigten zu moralischen Athleten stilisierten. Die Trennungslinie zwischen «Gut und Böse» verläuft nicht zwischen Schichten, sondern sie geht durch das Innere jedes einzelnen, unabhängig von seiner Stellung im Wirtschaftsprozess.

Dies alles sind Werte, die sich durch Tradition – nicht durch Erfindung eines

einzelnen Verstandes und auch nicht als Ergebnis von Instinkten – herausgebildet haben, also erfolgreiche Handlungsmuster waren. Es haben nur Gruppen überlebt, die nach diesen Werten lebten. So wurde der Aufstieg einer «*erweiterten Ordnung*» (des arbeitsteiligen Marktes) möglich, auf dessen Basis heute Milliarden von Menschen ernährt werden. Wer gegen diese Grundposition einer Marktwirtschaft polemisiert, wie die Hordenethiker, muss wissen, dass er sich damit über elementare Lebensinteressen seiner Mitmenschen hinwegsetzt.

Die Primärwerte kleiner Gemeinschaften nach den Grundsätzen der Solidarität, des Teilens und des naiven Altruismus können auf dieser Ebene allerdings nicht angewendet werden. In der «*erweiterten Ordnung*» wird überwiegend für unbekannte Kunden produziert; Signale für die richtige Produktion sind die Preise und die Gewinnaussicht, nicht die Produktion für den Gebrauch. Auf der Basis der «Nächstenliebe» allein – nach den Grundsätzen der *Mutter Teresa* – könnte die erweiterte Ordnung nicht existieren, so sehr sie andererseits die Existenz von Mikrogruppen, wie z. B. der Familie, voraussetzt. «*Niemand kann die Menschheit an seinem Familienfest teilnehmen lassen*» (dies war der Irrtum des Sozialismus). Wir leben heute eben alle in zwei Ordnungen: in den unmittelbaren *face-to-face*-Beziehungen nach den moralischen Regeln von Kleingruppen und in der «*erweiterten Ordnung*», die sich inzwischen über die ganze Erde erstreckt und deren moralische Basis der «*reziproke Altruismus*» ist.

Tradition und Gewohnheit

Wenn Konservative beklagen, die Marktwirtschaft sei traditionsfeindlich, so ist dies in moralischer Hinsicht falsch. Der Markt setzt eine strenge Bindung an bewährte moralische Traditionen voraus. Marktwirtschaften ohne solche Traditionen degenerieren, führen ins Chaos, welches eine Zwangsintegration durch totalitäre Ordnungen herausfordert, ohne das Ordnungsproblem zu lösen. Der *Subjektivismus* in der Marktwirtschaft setzt einen Fundus an Gemeinsamkeiten voraus, den viele unterschätzen. *Bertrand de Jouvenel* schrieb einmal: «*Wie blind*

6 Vgl. Matt Ridley, *Die Biologie der Tugend. Warum es sich lohnt, gut zu sein*, Berlin 1997; Franz M. Wuketits, *Soziobiologie*, Heidelberg, Berlin, Oxford, 1997.

7 Vgl. auch Goethes scheinbares Paradoxon: «Der Mensch muss Egoist sein, um nicht Egoist zu werden» (*Wilhelm Meisters Wanderjahre*, I, 6). Henry Hazlitt spricht von der «*Ethik des Mutualismus*» (*The Foundations of Morality*, New York 1994).

*muss der einzelne Mensch sein, wie dumm-dreist, um nicht zu erkennen, dass er von dem abhängt, was andere zusammengetragen haben, und um nicht zu spüren, wie elend er in jeder Hinsicht wäre, wenn er nicht an diesem Kapital und an dieser Organisation teilhätte, wie wenig sie von seinem geringen Beitrag abhängt und wie sehr er von ihr abhängig ist!*⁸ Dies gilt auch für den Bestand an moralischen Regeln.

Dezidierte Marktwirtschaftler wie Friedrich August von Hayek oder Wilhelm Röpke nehmen darum auch für Tradition, Gewohnheiten, überlieferte Sitten, ebenso wie für Religion und selbst für den Aberglauben Stellung, wenn diese das Überleben von zentralen Werten (wie Eigentum und Freiheit) sichern⁹. Sie polemisieren nicht gegen Gruppen und Gemeinschaften, die dieses Erbe vermitteln. Die moralischen Spielregeln und das, was das Gemeinsame zwischen Gruppen stiftet, das soziale Band ausmacht, liegen vor oder jenseits von Markt und Staat: Es sind Gefühle der Zusammengehörigkeit, die sich in Konventionen, Sitten und entsprechenden Meinungen objektivieren. Dieser transindividuelle soziale Rahmen macht Freiheit und Zusammenarbeit überhaupt erst möglich. Dies ist ein Aspekt, den besonders die amerikanischen Kommunitarier gegenwärtig mit Recht betonen¹⁰.

Ökonomisch ausgedrückt: Sitten, Gewohnheiten, Gruppengemeinsamkeiten («Institutionen») schaffen stabile Handlungserwartungen und gegenseitiges Vertrauen als «Sozialkapital», senken damit die Transaktionskosten im individuellen Verkehr, indem sie das Handeln der Beteiligten berechenbar machen: Jeder kann sich auf den anderen im Rahmen einer freien Solidarität durch Arbeitsteilung verlassen. Dadurch werden Gerichte und Rechtsanwälte entlastet. Die Kosten der Durchsetzung von allgemeinen Verhaltensregeln sinken. Hinzu kommt die Entlastung des Individuums vom chronischen Entscheidungsdruck in allem und jedem, der ihn sonst handlungsunfähig machen würde (Bertrand de Jouvenel: «Wir würden wahnsinnig werden, wenn sich jeden Tag die Namen der Strassen unserer Stadt ändern»). Durch «Entlastungen» dieser Art – um den Ausdruck Arnold Gehlens zu gebrauchen – wird der Spielraum für Freiheit erweitert. Intakte Institutionen

sind darum Standortvorteile. Wie Francis Fukuyama schreibt: «Die liberale Demokratie funktioniert dann am besten, wenn der Individualismus durch den Gemeinschaftsgeist abgemildert wird. Genauso funktioniert der Kapitalismus besser, wenn der Individualismus durch die Bereitschaft zum Zusammenschluss ausgeglichen wird (...) Zusammenarbeit ist am effizientesten, wenn sie von einem Sozialkapital gegenseitigen Vertrauens ausgehen kann, die auf gemeinsamen Vorstellungen von Loyalität, Ehrlichkeit, Pflichten usw. beruht¹¹.» Es gibt insoweit keinen Gegensatz zwischen liberalem und «kommunitarischem» Denken. Die Gliederung der Menschheit in Gruppen ist ein soziales Grundfaktum, das die klassischen Liberalen nie geleugnet haben. Sie waren keine «Atomisten». Die Bindung an Familie, Clan, Stamm, Nation oder an Club, Verein, Nachbarschaft, Kirche, jüngstens Computernetzwerke, also an Primär- wie Sekundärgemeinschaften steht der individuellen Freiheit nicht entgegen¹². Der klassische Liberalismus ist nicht gemeinschaftsfeindlich, insoweit die Bindung aus freien Traditionen oder freien («gewillkürten») Entschlüssen hervorgeht.

Verfall der Werte?

Allerdings: Moralische Regeln und Institutionen werden nicht automatisch durch den Markt reproduziert, wenn die Menschen nicht der Meinung sind, dass sie wert sind, erhalten zu werden, wenn sie nicht auch als persönliche «Pflicht» aufgefasst werden. Der Wettbewerb fördert nicht ohne weiteres ihre Geltung. Wilhelm Röpke sprach sogar von ihm als «Moralzehrer»: «Markt, Wettbewerb und das Spiel von Angebot und Nachfrage erzeugen [diese] Reserven nicht, sondern verbrauchen sie und müssen sie von den Bereichen jenseits des Marktes beziehen. Auch kein Buch der Nationalökonomie kann sie ersetzen. Selbstdisziplin, Gerechtigkeit, Ehrlichkeit, Fairness, Ritterlichkeit, Masshalten, Gemeinsinn, Achtung vor der Menschenwürde des anderen, feste sittliche Normen, das sind alles Dinge, die die Menschen bereits mitbringen müssen, wenn sie auf den Markt gehen. Sie sind die unentbehrlichen Stützen, die ihn vor Entartung bewahren. Familie, Kirche, echte Gemeinschaften und Überlieferung müssen sie damit ausstatten¹³.»

8 Bertrand de Jouvenel, *Über Souveränität*, Neuwied 1963, S. 302.

9 Vgl. Friedrich August von Hayek, *Die Verfassung der Freiheit*, Tübingen 1971, S. 80 ff. («Aberglaube über den Aberglauben»).

10 Vgl. hierzu den von Georgios Chatzimarkakis und Holger Hinte herausgegebenen Band: *Freiheit und Gemeinsinn. Vertragen sich Liberalismus und Kommunitarismus?*, Bonn 1997.

11 Francis Fukuyama, *Konfuzius und Marktwirtschaft*, München 1995, S. 410.

12 Es gibt immer noch einige naive Liberale, die nicht verstehen wollen, dass es abgestufte Loyalitätskreise gibt, nicht nur «ich» und die «Menschheit». Sehr schön zeigt dies ein Sprichwort aus Somalia, das bei Wuketits (a.a.O.) zitiert wird: «Ich und Somalia gegen die Welt; ich und mein Clan gegen Somalia; ich und meine Familie gegen den Clan; ich und mein Bruder gegen die Familie; ich gegen meinen Bruder», S. 93.

13 Wilhelm Röpke, *Ethik und Wirtschaftsleben*, in: Wolfgang Stützel (Hrsg.): *Grundtexte zur Sozialen Marktwirtschaft*, Stuttgart/New York 1981, S. 439 ff.

Wer die Marktwirtschaft für den Verfall dieser Werte verantwortlich macht, erkennt zunächst, dass ein abstrakter Kollektivbegriff für nichts verantwortlich gemacht werden kann. Es gibt die Marktwirtschaft als wirkende Einheit so wenig wie *die Gesellschaft, den Staat* usw. Die Verantwortlichkeit für das Handeln liegt immer nur bei einzelnen. Wo die Glieder der Familien, Kirchen, wo die Träger der staatsbürgerlichen Erziehung, die Vorbilder in Geschmack und Sitte persönlich versagen, entartet damit auch die Marktwirtschaft. Werterziehung können immer nur konkrete Personen leisten. Hier gibt es heute gewiss Defizite. Die anerzogenen Werte müssen die Nachfrage und damit auch das Angebot strukturieren helfen. Die Zensur muss im Inneren jedes einzelnen liegen.

Alle persönlich-subjektiven Wertentscheidungen müssen in Bindung an die geschilderten allgemeinen Werte und Institutionen vor sich gehen, wenn sich die

Der Gemeinschaftssinn
schwindet
überall dort,
wo das
Prinzip der
Gegenseitigkeit
durch eine
zentrale
Autorität
ersetzt wird.

freie Ordnung erhalten soll. Insoweit gibt es zwischen Freiheit und Tradition, zwischen Freiheit und Bindung, zwischen Selbsterhaltung und Tugend keinen Gegensatz. Der «Atomismus» oder Superindividualismus einiger überspitzender Libertärer hat mit den Traditionen des klassischen Liberalismus wenig zu schaffen. Der wichtigste Förderer des «Atomismus» und des «Egoismus» ist heute der Staat, der die legitimen Grenzen seiner Tätigkeit überschreitet. *Matt Ridley* hat mit Recht festgestellt, dass die zwangsmässigen Umverteilungen des Wohlfahrtsstaates auf der Geberseite nur Widerwille und Ablehnung, bei seinen Klienten aber nicht Dankbarkeit, sondern Apathie, Wut und das Bestreben erzeugen, das System auszunutzen. Der Gemeinschaftssinn schwindet überall dort, wo das Prinzip der Gegenseitigkeit durch eine zentrale Autorität ersetzt wird. Ein Bürger, der wie ein unmündiges Kind behandelt wird, verhält sich auch so. ♦

Die umfassende Verantwortung der Unternehmensführung

Wenn Unternehmer vom Staat – zu Recht – günstige Rahmenbedingungen verlangen und sich – ebenfalls zu Recht – gegen das in letzter Zeit sogar von bürgerlichen Parlamentariern geforderte Primat der Politik gegenüber der Wirtschaft wehren, so sind sie aufgerufen, ihre eigene Verantwortung umfassend wahrzunehmen. Sie müssen also versuchen, Aktionären, Mitarbeitern sowie der Um- und Nachwelt gleichermassen gerecht zu werden. Lassen sich diese Interessen unter einen Hut bringen? Das gemeinsame Ziel nicht nur in betrieblichen, sondern auch in wirtschaftspolitischen Auseinandersetzungen, müsste darin bestehen, das langfristige Gedeihen der Unternehmung zu gewährleisten. Es gilt, im Rahmen der oben umschriebenen unternehmerischen Notwendigkeiten das finanzielle Fundament so zu stärken, dass Einbrüche ausgeglichen und nach Möglichkeit der Erfolg auch im härteren Wettbewerb sowie in einem generell schwierigeren äusseren Umfeld nachhaltig gesichert werden kann. Kurzfristig angelegte Maximierung der ausgewiesenen Gewinne bzw. der Gewinnausschüttungen sind ebenso kontraproduktiv und verwerflich wie unangemessene Forderungen der Arbeitnehmer. Das bedeutet keine Absage an das in letzter Zeit oft missverständlich angepriesene Shareholder-Value-Prinzip (...). Gelingt es trotz Dynamik, Innovationen, Konzentration der Kräfte, klaren Führungsgrundsätzen und bester Motivation der Mitarbeiter nicht, dieses Ziel zu erreichen, so gehört es zur umfassenden Verantwortung des Unternehmers, auch bei Fusionen, ganzer oder teilweiser Betriebsschliessung menschliche Härten nach Möglichkeit zu meiden und die gebotene soziale Hilfe anzubieten.

Aus: Hans Letsch, *Freiheit und Verantwortung – ein Kompass im Labyrinth politischen und wirtschaftlichen Wunschenkens*, 10 Jahre Aargauische Stiftung für Freiheit und Verantwortung in: *Politik und Wirtschaft*, Aarau 1998, S. 48 f.